

H. R. Fricker Dichter, Missionar, Verkäufer, Künstler

Museum für Lebensgeschichten



H. R. Fricker
Dichter,
Missionar,
Verkäufer,
Künstler

Eine Biografie
– also eine Lebens-
beschreibung, erzählte
Lebenszeit – ist von
allem Anfang an ein Lü-
ckentext. Erinnernte
Lebenszeit kann unmög-
lich *lückenlos* sein,
nicht nur weil wir uns an
viele ungenau erinnern,
weil wir vieles durch-
einanderbringen oder
natürlich auch vergessen,
sondern weil uns vieles
nicht erzählenswert
scheint, weil vieles nicht
erzählenswert *ist*.
Beim Erzählen konzent-
rieren wir uns immer
auf die Höhepunkte, auf
die kleinen und gros-
sen Ereignisse, die für uns
persönlich wichtig sind,
oder vorteilhaft, oder
interessant in dem Sinne,

dass sie etwas Charak-
teristisches aufzeigen,
etwas, das wir gerne wei-
tergeben. Das Unvor-
teilhafte oder gar Kompro-
mittierende, auch das
Ungefähre, das ungenau
Erinnerte verschwei-
gen wir hingegen. Oder
wir wandeln es ab,
mystifizieren es, beginnen
zu flunkern und aus
dem Erlebten wird das Er-
dachte, aus der fakti-
schen Biografie wird eine
fiktionale Erzählung.
Es geht dabei, wie Michel
de Montaigne es in
seinem Essay über die
Macht der Fantasie
gesagt hat, um den Unter-
schied zwischen jenen
Erzählungen, die be-
schreiben, was geschehen
ist und jenen, die zeigen,
was geschehen *kann*.

Früher habe
ich mich bei der
Lektüre von zahllosen
Rowohlt-Monografien
immer gewundert,

wie dicht so ein Schriftsteller-, ein Philosophen-, ein Entdecker- und Erfinder- oder auch ein Künstlerleben doch sei. Tag für Tag stehen grosse Taten und grosse Worte im Zentrum, Treffen mit andern grossen Zeitgenossen, konspirative Versammlungen, auch weite und manchmal gefährliche Reisen und immer lag der Umbruch in der Luft, der grosse Wurf auf dem Tisch, immer stand die grosse Liebe vor der Tür, die Fregatte lag im Hafen bereit in See zu stechen und die Entdeckung neuer Länder und unbekannter Spezies lag in greifbarer Nähe. Natürlich werden in den Biografien grosser Frauen und Männer auch die Krisenzeiten geschildert, persönliche Schaffenskrisen, Schicksalsschläge

wie Krankheit und Tod, Zwist und Niedertracht, aber stets, sogar im Niedergang, ist die erzählte Zeit randvoll mit Erlebnissen, Gedanken und Empfindungen.

Diese Schilderungen stimmten überhaupt nicht mit meinem eigenen Erleben überein, das voll war von müssigen Momenten, von untätigen Nachmittagen in der Hitze des Sommers, von tristen, dunklen Stunden im Winter ... Die Zeiten des unschlüssigen Wartens, des Zauderns und Haderns, des Verwerfens von Ideen, des Experimentierens und Ausprobierens, diese Zeiten mehr oder weniger unproduktiven Tätigseins sind es, die das eigene Leben in der Erinnerung lückenhaft und löchrig erscheinen lassen.

Und doch denke ich immer wieder, dass erst die Schilderung dieses Alltags eine umfassende und vor allem authentische Lebensbeschreibung ermöglichte ...

Die hier folgende Lebensgeschichte des Trogner Künstlers H.R.Fricker ist von Anfang an auf diese augenfällige Lückenhaftigkeit hin angelegt. Stellen Sie sich vor, der Erzähler habe vor sich auf dem Tisch ein dickes Fotoalbum liegen, schlüge es nun auf, schaute sich die Fotografien eine nach der andern an, schmunzelnd, vielleicht ab und zu auch mit einem Stirnrunzeln, schweigend blätternd, Bilder übergehend und dann – beim einen oder andern Bild – würde er zu erzählen beginnen, anekdotisch, zwischen den Bildern, Zeiten,

Orten und Personen hin- und herspringend, engagiert und immer subjektiv. In genau dieser Art hat Fricker zu den abgebildeten Fotografien Auskunft gegeben und in dieser Art hat auch der Autor des vorliegenden Textes versucht, diese Lebensgeschichte niederzuschreiben.

Trogen,
Mai 2014
Matthias
Kuhn

1947

Hochzeitsfoto der Eltern

1951

Mit Marianne, ca. 1953

1959–1961

In der Tamina, ca. 1960

1961

Familienbild mit dem Vater in Wittnau, Aargau, ca. 1961

1969

Fricker (auf einer Wanderung mit Verena Gächter) beim Säntisersee, ca. 1969

1972

Hochzeit von Verena Gächter und Hans Ruedi Fricker, 19. Mai 1972

1972–1976

Verena Fricker in einem Park in Zürich, Anfang der 70er-Jahre

1976

Das Alte Schulhaus in der Hüttschwendi Trogen, vor 1975 und nach 1980

1978–1983

Der brennende Stall der Familie Langenegger im benachbarten Wehrlisacker, Ende der 70er-Jahre

1972–1996

H.R. und Verena Fricker in Zürich, ca. 1972, in der Hüttschwendi in Trogen, Ende der 70er-Jahre, und auf Reisen, Ende der 80er-Jahre

1996

Frickers Ford Sierra, Norwegen, 1999
Frickers Honda CRV, 2003

1972

Fricker in der Pioramulde (Aus der Serie für «Auf der Suche nach Edelweiss zu Tode gestürzt»), ca. 1978

Fricker in der Hüttschwendi (Später die Vorlage für das Kleinplakat «My shadow is my graffiti»), ca. 1980

1980–1993

Fricker mit Noëmi (vorne) und Thea (hinten) bei der Ankunft zu Hause, ca. 1984

Noëmi auf ihrem ersten Fahrrad in der Hüttschwendi, ca. 1982

1985

Fricker zu Hause an der Arbeit, ca. 1985

1987

Die Familie Fricker im Schulzimmer (Pressefoto), 1987

1984

Fricker in der Cité des Arts, Paris, 2002

2004

Fricker in Cluny, Frankreich, 2004

1997

Fricker am Murgsee, 2010

2009

Fricker im Rosengarten in der Hüttschwendi mit seinem Enkel Basil, 2005

Hochzeitsfoto der Eltern



Hans Rudolf Fricker wurde am 9. August 1947 als erster Sohn von Katharina Imgrüth (1926) und Werner Fricker (1920–1983) in Zürich geboren. Er ist in Gossau, St.Gallen aufgewachsen. Die Mutter stammt aus der Innerschweiz, der Vater aus dem Aargau.

Fricker sagt, die Tatsache, dass die Familie seiner Mutter aus der Innerschweiz stammt, sei für ihn immer sehr wichtig gewesen. Katharina Imgrüth wurde 1926 in eine Bauernfamilie mit zehn Kindern hineingeboren, ihre Mutter, Frickers Grossmutter, starb bei der Geburt des zehnten Kindes.

Onkel Gusti, ein Bruder der Mutter, diente bei der Schweizergarde in Rom. Fricker meint heute, dieser Umstand sei für ihn ein enormer Imagezuwachs gewesen, den er damals rigoros ausgekostet habe. Er war als Kind in den Ferien oft in der Innerschweiz bei den vielen Tanten und Onkeln, den Cousins und Cousins. Die meisten Geschwister der Mutter hatten viele Kinder, vier bis sechs pro Familie. Auf einem Familienfest zählte Grossvater Imgrüth einst 43 Enkel.

Eine Tante betrieb in Horw mit ihrem Mann eine Schreinerei, eine andere am Sempachersee eine Geflügelfarm mit Tausenden von Hühnern. In ihrer Familie brachte an Ostern nicht der Osterhase die Osterei-

1947

er, sondern der Kuckuck *Schokoladebrügeli*. Am Sempachersee lernte Fricker als Knabe Hühner rupfen. Frickers Lieblingstante Josi wohnte mit ihrer Familie – dazu zählen ihr Mann und zwei adoptierte Knaben – in Emmenbrücke beim Militärflugplatz. Wenn sie Einkaufen ging, setzte sie den Knaben zu Hause auf dem Balkon unter den Tisch, zog das Tischtuch so weiter hinunter, dass der Tisch zum Zelt wurde, versorgte ihn mit Block, Bleistift und einem Schälchen Weinbeeren und hiess ihn die startenden Militärjets zählen. Für jeden Start machte er dann auf dem Block einen Strich.

Fricker sagt: «Die Leute dort waren alle sehr herzlich und sehr katholisch.»

Mit Marianne, ca. 1953



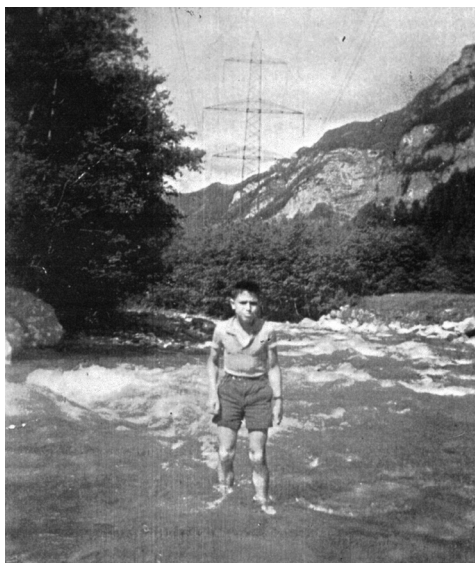
Als Fricker vier Jahre alt war, kamen seine zwei Schwestern zur Welt, zuerst Marianne und dann Susanne. Zehn Jahre später folgten drei weitere Geschwister: Thomas, Franziska und Matthias.

Der Altersunterschied war so gross, dass der älteste Bruder seine jüngsten drei Geschwister nicht mehr richtig kennen lernte. Er sagt, er sei schon zu alt gewesen, kam damals

1951

bereits in die Lehre und zog anschliessend von zu Hause aus. Im übrigen sei die Mutter ganz glücklich gewesen, dass er zu den Jüngeren keinen engen Kontakt mehr hatte, da sie der Meinung war, dass ihr ältester Sohn *seltsame Wege* gehe. Ausserdem brachte die Zeit der 68er-Jahre viele Veränderungen mit sich, vor allem gesellschaftliche ... Als Fricker seine Mutter einmal fragte, weshalb sie die jüngeren Geschwister so ganz anders erziehe als ihn, meinte sie nur, man könne eben nicht mehr so erziehen wie zehn Jahre zuvor. Gewisse Erziehungsmethoden seien einfach nicht mehr in Mode. «Hätte ich damals das Wort schon gekannt, hätte ich es wahrscheinlich einen *Paradigmenwechsel in der Erziehung* genannt», meint Fricker heute. «Ich wunderte mich damals sehr über diesen Wechsel.»

In der Tamina, ca. 1960



Im Alter von zwölf Jahren wurde Fricker für zwei Sekundarschuljahre, von 1959–1961, nach Vättis an die Alpine Schule geschickt.

1959–1961

Die Gründe für den Schulwechsel kennt er heute nicht mehr. Vielleicht wollten die Eltern seiner beginnenden Pubertät ausweichen oder der problematische Schüler sollte im Internat gezähmt werden. Doch das sind nur Vermutungen.

Ein Foto aus dieser Zeit ist erhalten geblieben. Es zeigt Fricker mit T-Shirt und kurzen Hosen barfuss in der Tamina. Der Fluss sei auch im Sommer immer sehr kalt gewesen. Trotzdem habe er es in Kauf genommen, für die Inszenierung dieses Bildes vor einem Klassenkameraden längere Zeit im kalten Wasser zu stehen. Die Hochspannungsleitung, die das Bild durchschneidet, komme ihm heute sehr symbolisch vor, meint Fricker, er, der Knabe, ohne Familie allein in den Bergen ... und trotzdem verbinde ihn die Leitung mit der Aussenwelt. Ein bisschen kommt einem diese Interpretation vor wie das Argument des weltweit vernetzten Künstlers ... Doch das ist eine andere Geschichte.

Die Knaben spielten oft am Ufer der Tamina, denn sie hofften dort Scherben aus der Steinzeit zu finden. Diese Idee hatte ihnen ein Herr Sprecher, der Wirt des Restaurants Tamina, in den Kopf gesetzt. Herr Sprecher hatte an der Schule einen Diavortrag über das Drachenloch gehalten. Fricker wollte daraufhin Dichter werden und eine Geschichte der Urzeitmenschen im Drachenloch schreiben. Gemeinsam mit einem Schulkameraden hatte er in einem Schulheft bereits die ersten Notizen dafür zusammengetragen.

Der Schulalltag, die häufigen Besuche in der hauseigenen Kapelle und ein spirituelles Erlebnis im Winter liessen den 13-jährigen allerdings bald zu einem anderen Entschluss kommen. Die Lawinen, die im Winter an den Steilhängen des Calanda niedergingen, zeigten dem Knaben eines Tages das Bild von Jesus Christus am Kreuz. Da wusste Fricker, dass er Priester oder Missionar, wenn möglich in Afrika,

werden wollte. Er begann seine klerikale Laufbahn als Ministrant. Beim ersten Auftritt in der Messe wurde ihm jedoch vor lauter Aufregung und Weihrauch so schlecht, dass er den Berufswunsch sofort wieder aufgab.

In den Schulferien fuhr Fricker jeweils nach Gossau. Im Warenhaus «Zur Stadt Paris» kaufte er dann oft billige Kugelschreiber ein, die er nachher gewinnbringend in Vättis an seine Mitschüler wieder verkaufte. Auch die Funde von seinen Ausflügen als Strahler – meist kleine, wertlose Steine – versuchte er zu verkaufen. Fricker erzählt, dass er damals gedacht hätte, dieser kleine, erfolgreiche Privathandel und die Tatsache, dass sein Vater Futtermittelhändler war, machten ihn zum geborenen Verkäufer.

Nach den zwei Vättiser Jahren besuchte Fricker schliesslich zum Abschluss seiner Schulzeit in St.Gallen beim Hauptbahnhof die Berufswahlschule, die neben theoretischem Unterricht auch eine Vielzahl von praktischen Kursen und die Möglichkeit für Schnupperlehren anbot. Eine seiner Lehrerinnen attestierte ihm in einem Zeugnis: «Manch gute Hans-Ruedi-Idee wäre es wert realisiert zu werden.»

Fricker fand einen Schnupperplatz bei einem Goldschmied in Teufen. Er sagt, dass ihn die Goldschmiedekunst damals wie heute sehr interessiert hätte. Seine Mutter riet ihm, vor Antritt der Stelle die Haare zu kämmen, das mache einen guten Eindruck. Fricker, der immer einen guten Kamm im Hosensack dabei hatte, kämmte sich also noch an der Haltestelle Sternen, wo er aus dem Zug ausgestiegen war, sorgfältig die Haare. Als er das Atelier betrat, begrüßte ihn der Goldschmied, der ihn beim Kämmen beobachtet hatte, mit den Worten: «So eitle Kerle wie dich kann ich hier nicht brauchen!» Er schickte ihn auf der Stelle wieder nach Hause.

Dass Fricker nach seinem Berufswahljahr eine Lehrstelle

als Teppichverkäufer im berühmten Warenhaus von Oskar Weber in St.Gallen antrat, zeigt, dass vielleicht doch die Händlergene des Vaters und die private Verkaufspraxis des Jugendlichen stark genug gewesen waren. Er absolvierte die Lehre mit Freude und guten Zukunftsaussichten.

Familienbild mit dem Vater in Wittnau, Aargau, ca. 1961



Die Familie von Werner Fricker stammt aus Wittnau im Fricktal. Die Fotografie zeigt Hans Ruedi mit seinen Schwestern Susanne und Marianne und dem Vater hinter der Scheune bei dessen Elternhaus mitten im Dorf Wittnau. Die Familie Fricker hiess im Dorf nur *s'Lehrers*, weil ein Vorfahre einst Dorflehrer gewesen war. Werner Fricker war folglich *s'Lehrers Werner*, Fricker selber *s'Lehrers Werners Hans Ruedi*. Wenn die Familie mit dem Vater in den Aargau reiste, so fuhren sie am Anfang mit dem VW-Käfer und später mit einem Ford Taunus. Werner hatte als einziger der vier *Lehrers*-Kinder eine eigene Familie und Kinder.

Die Familie fuhr regelmässig zur Kirschenerntezeit – aus dieser Jahreszeit stammt auch das Foto – nach Wittnau, genauso wie zur Zwetschgen-, Äpfel- und Traubenlese und zum

Einbringen der Kartoffeln. Das Helfen in den Obstgärten und auf den Felder einerseits und die katholischen Kirchenfeste andererseits waren auch bei den Kindern immer ein beliebter Anlass für einen Besuch im Fricktal. An Fronleichnam zum Beispiel sammelten Frickers frühmorgens im Appenzellerland Rigirollen, das sind Trollblumen, mit denen sie dann in Wittnau vor dem Elternhaus des Vaters, direkt gegenüber der Kirche, den Altar für die Prozession schmückten. Fricker meint heute, auch die Wittnauer Dorfschönheiten seien für ihn immer ein guter Grund für einen Besuch bei den Grosseltern gewesen ...

Wie in der Innerschweiz bei der Familie der Mutter war Fricker auch in Wittnau bei Vaters Familie immer wieder bei der Grossmutter in den Ferien. Sie führte den Bauernhof nach dem Tod des Grossvaters zusammen mit einem Sohn weiter. Die Tochter war im Pfarrhaus gegenüber Pfarrköchin. Die Ferien in Wittnau waren sehr kurzweilig, auch wenn die Feldarbeit oft Rückenschmerzen verursachte. Auf dem Hof waren immer auch Ferienbuben, unter anderem aus Ungarn, anzutreffen, die in der Schweiz einen Landdienst absolvierten.

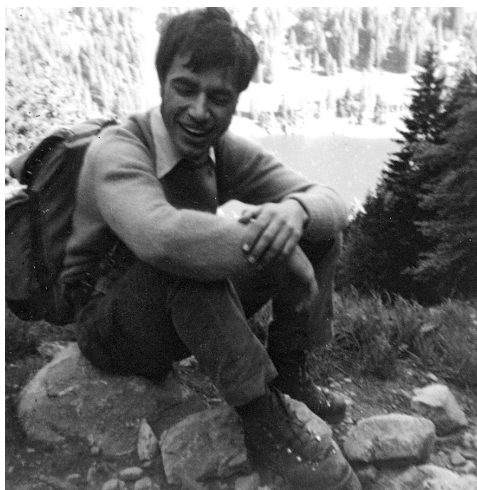
Fricker war in Wittnau auch als Mäuser unterwegs, zumal das Mäusen ein einträgliches Geschäft war. Immer samstags konnten bei der Gemeindeverwaltung die gefangenen Mäuse abgegeben werden. Ein Gemeindemitarbeiter zahlte dann pro Maus 50 Rappen bar auf die Hand. Im Dorf soll es sogar einen erwachsenen Mann gegeben haben, ein Herr Moser, der hauptberuflich der Mauserei nachging. Fricker dichtete als Knabe auf den Konkurrenten im Mausereigeschäft den Zungenbrecher: «Muuser Moser muuset mit mim Muusimesser.»

Die Gegend um Wittnau, vor allem am Wittnauer Horn, war und ist weltbekannt für archäologische Funde. Es wurden dort Scherben aus der Jungstein-, Bronze- und Eisenzeit und auch Münzen aus der Zeit der römischen Besiedlung gefunden. Fricker erzählt, wie er sich als Knabe vorgestellt habe, dass der ganze Hügel einst unter einem Tonmantel verborgen gelegen habe, der irgendwann zerbrochen worden sei und dessen Tonscherben bis heute das Horn übersäten. Er sei dort oft unterwegs gewesen, um Tonscherben zu suchen.

Die Geschichte, dass unter dem Bauernhof seiner Grosseltern Überreste eines römischen Gutshofes zu finden sein müssten, beschäftigt Fricker bis heute. Wenn das Haus und das Land endlich verkauft seien, meint er, werde er bei der Überbauung des Geländes, vor allem falls eine Tiefgarage gebaut würde, nachsehen gehen, was an dieser Vermutung dran sei.

Fricker besitzt seit der Auflösung der Erbgemeinschaft um den Besitz seiner Grosseltern in der Gegend von Wittnau ein Stück Wald von 2500 Quadratmetern, das er für 2500 Franken aus dem Familienbesitz erwerben konnte. Er sagt: «Der Wald erinnert mich an eine prägende, unbeschwerte Zeit und ist mir deshalb sehr wichtig.» Wie früher versuchen Frickers auch heute noch, ein- bis zweimal im Jahr für ein Picknick in ihrem Wald ins Fricktal zu fahren.

Fricker beim Sämtisersee, ca. 1969



Fricker sagt: «Ich war ein hundsmiserabler Schüler.» Er sei damals stolz darauf gewesen, nur der Zweitschlechteste der 50-köpfigen Klasse zu sein. Prügeleien waren an der Tagesordnung und die schlechten Schüler waren immer diejenigen, die darunter leiden mussten. Da er aber gut Kopfrechnen konnte und die guten Kopfrechner oft früher nach Hause gehen durften, konnte er den Schlägen der Kameraden meist entkommen.

«Ich wurde als Schwindler angesehen», sagt Fricker, «weil ich immer mit blühender Fantasie erzähle habe.» Seine Geschichten wurden ihm nicht abgenommen. Die vermeintlichen Schwindeleien führten dazu, dass Fricker öfter vor den andern Knaben mit dem Trottinett oder rennend Reissaus nehmen musste. Er meint, deshalb sei er wohl als Jugendlicher dann auch Läufer geworden. Da in Gossau der Versuch scheiterte, eine eigene Läufergruppe zu gründen, trainierte er in St.Gallen bei Brühl in der Leichtathletiksektion.

Nach der Schulzeit absolvierte Fricker eine Lehre als Teppichverkäufer bei Oskar Weber in St.Gallen. Nach der Lehrzeit arbeitete er zuerst bei Loppacher, dann bei Schuster und schliesslich bei Oskar Weber in Zürich. Als Fricker jene Stelle bereits gekündigt hatte, erhielt er vom Arbeitgeber eine fristlose Kündigung, obwohl sein Chef eigentlich eine gute Meinung von ihm hatte. Fricker hatte vor einem Arbeitskollegen die Meinung vertreten, es sei eine *Affenschande*, dass die Teppichknüpfer im Orient qualitativ dermassen schlechte und billige Ware herstellen müssten, nur dass die Frau Doktor vom Zürichberg sich für ihren Mercedes als Fussvorlage einen Perserteppich leisten könne. Als der Kollege ihn, mit der Begründung, er habe vor der Kundschaft die Ware schlecht gemacht, beim Chef denunzierte, war Fricker seinen bereits gekündigten Job los.

Fricker wohnte in Zürich zuerst an der Hohlstrasse, dann im Justinus-Haus am Zürichberg, einem Studentenwohnheim, wo er als Faktotum amtierte. Heute scheint ihm diese Zeit, vor allem das Zusammenleben mit den vielen ausländischen Studentinnen und Studenten auch im Zusammenhang mit der damals zwar abgelehnten, aber ausgesprochen kontrovers diskutierten Schwarzenbach-Initiative gegen die Überfremdung der Schweiz, sehr bedeutsam und für ihn persönlich prägend.

Das Bild des hier ungefähr 22-jährigen Fricker ist die erste Fotografie, die Verena Gächter von ihm machte. Sie entstand auf einer Wanderung im Alpstein.

Hochzeit von Verena Gächter und Hans Ruedi Fricker, 19. Mai 1972



Fricker lernte Verena Gächter 1968 nach einem Chlauseabend der Leichtathletiksektion (LAS) Brühl kennen. Weil ihm die Frauen an diesem Anlass nicht gefielen, schlich er sich aus dem Schützengarten davon und ging in die Tonhalle hinüber ins Jugend-Dancing. Dort kam er mit ein paar Mädchen ins Gespräch, darunter auch mit Verena Gächter aus Teufen. Er war ihr bereits schon früher aufgefallen, wenn sie mit Kolleginnen aus der Hauswirtschafts- und Handarbeitslehrerinnen-Ausbildung bei Schuster Teppichmuster holen musste. Fricker trug in dieser Zeit als Verkäufer immer Hemd und Krawatte und einen Zweireiher und galt – bei den Frauen und den Kunden – als ausgesprochen adretter junger Mann.

Fricker sagt: «Ich fragte sie an diesem Abend in der Tonhalle *absolut* plump, wie man Spiegeleier *koche*.» Da Verena Gächter am Hauswirtschaftslehrerinnenseminar in Ausbildung war, wusste sie natürlich bestens Bescheid. Die Anmache war Fricker im Nachhinein sehr peinlich, dennoch rief er Verena am nächsten Tag aus dem *Schiefen Schäfli* an der Metzgergasse an. Die beiden trafen sich fortan regelmässig und wurden schnell ein Paar. «Für mich war es sehr bald klar, dass wir heiraten würden», sagt Fricker, «denn die Zeit, in der wir uns als Paar fanden, war fantastisch. Wir waren bereit für die Beziehung und die Familie.»

Bereits ein Jahr vor der geplanten Hochzeit verlobten sich die beiden heimlich und gaben sich das Versprechen zu heiraten. Dass Verena am Tag der Trauung bereits mit ihrer ältesten Tochter Thea schwanger war, wusste das junge Paar erst seit wenigen Wochen, dabei hatten die frisch Vermählten den Plan gehabt, die nächsten vier Jahre noch keine Kinder zu haben. Sie wollten sich Zeit füreinander und für Weiterbildungen nehmen.

Zur Hochzeit am 19. Mai 1972 plante das Brautpaar kein Fest, alles sollte still und bescheiden über die Bühne gehen. Der Schwiegervater, Arthur Gächter, der für die Bodensee-Toggenburg-Bahn einst den Amor-Express erfunden hatte, wollte jedoch nicht auf das Fest verzichten und so fuhr eine kleine Festgesellschaft nach der Trauung auf dem Standesamt St.Gallen mit der BT von St.Gallen nach Häggenschwil und anschliessend mit einem Pferdewagen zum Schloss Hagenwil, wo die Familie die Hochzeit gebührend feierte.

Verena Fricker in Zürich, An- fang der 70er-Jahre



Nach der Hochzeit zogen H.R. und Verena zusammen nach Zürich Altstetten. Sie bewohnten eine kleine Wohnung. Verena arbeitete bei der Stadt Zürich am OBLI, der sogenannten *Rüebli-RS*, wie man den obligatorischen mehrwöchigen Hauswirtschaftskurs nannte, den junge Gymnasiastinnen vor dem 20. Lebensjahr absolvieren mussten. Fricker machte ein einjähriges Praktikum in einem Jugendheim. Im Dezember 1972 kam die Tochter Thea zur Welt.

Schon während der Zeit in St.Gallen und dann auch in Zürich flanierte das Paar oft in der Natur oder traf sich im Café Seeger in St.Gallen, während der Zeit in Zürich dann im Odeon oder im Café Select, zum Zeitunglesen. Die beiden besuchten verschiedene Kurse an der F+F-Kunstschule (heute F+F Schule für Kunst und Mediendesign) und lernten um Hansjörg Mattmüller, Serge und Doris Stauffer, welche die Schule leiteten, viele Künstlerinnen und Künstler kennen. Fricker meint, sie hätten sich schon damals der Kunstszene zugehörig gefühlt.

1972–1976

Von Zürich Altstetten zog die junge Familie an die Melchtalstrasse nach St.Gallen in eine grosse Wohnung für 250 Franken Mietzins. Verena hatte eine Anstellung im Institut am Rosenberg und Fricker besuchte für zwei Jahre die Heimerzieherschule in Rorschach. Währenddessen wollte er im Werkheim Neuschwende in Trogen ein Praktikum machen. Fricker sagt, er hätte herausfinden wollen, was es mit der Behindertenarbeit der Anthroposophen auf sich habe. Anthroposoph wollte er nie werden, meint er heute, aber Rudolf Steiner habe ihn sehr fasziniert. Der damalige Heimleiter suchte allerdings keinen Praktikanten, sondern eine neue Köchin. Verena bekam die Stelle als Köchin und Fricker wurde als Praktikant dazu in Kauf genommen. Für ein Jahr wohnte und arbeitete die Familie nun im Werkheim. 1976 zogen Frickers ins nahegelegene Alte Schulhaus Hüttschwendi hinauf, dem heutigen Familiensitz.

Das Alte Schulhaus in der Hüttschwendi Trogen, vor 1975 und nach 1980



1976



Das alte Schulhaus in der Hüttschwendi wurde in der Mitte des 19. Jahrhunderts erbaut und bald darauf erweitert. Das Haus diente bis in die 1960er-Jahre hinein als Schulhaus, Kindergarten und Arbeitsschule. Dann wurde die Aussenschule aufgegeben und die Kinder aus der Eugst mussten zu Fuss ins Dorf zum Unterricht, im Haus fand nur noch die Sonntagsschule statt. Seit dieser Zeit wird das Alte Schulhaus vor allem als Wohnhaus genutzt. Nach dem Einzug 1976 leben nun seit 2009 drei Generationen der Familie Fricker unter einem Dach.

Das Haus ist seit den 70er-Jahren der Mittelpunkt nicht nur der Familie, sondern auch von Frickers Kunstschaffen. Es war und ist Frickers Atelier, sein Büro für künstlerische Umtriebe auf dem Land. Es diente immer wieder auch als Museum und Salon für die zahlreichen Gäste aus dem In- und Ausland. Frickers haben im Verlauf der Jahrzehnte viele Gäste bei sich empfangen und bewirtet. Viele Freundinnen und Freunde der Familie, viele Künstlerinnen und Künstler vor allem aus dem Mail-Art-Network haben hier zum Arbeiten und Ausruhen, zum Diskutieren und Essen immer wieder Zeit verbracht. Neben der Haustür befindet sich seit 1992 ein Schild mit der Aufschrift *Networker Hotel*, das die Gäste bereits beim Eingang begrüsst.

Und nicht zuletzt ist das Haus mit seinem üppigen Garten, dem alten, plätschernden Brunnen, dem duftenden Rosenbeet, der schatten-

spendenden Linde und einer herrlichen Aussicht inmitten von weiten Wiesen und Wäldern ein Idyll.

Der brennende Stall der Familie Langenegger, Ende der 70er-Jahre



Als Frickers 1976 ins Alte Schulhaus in der Hüttschwendi einzogen, waren sie Fremde, eine Familie aus der Stadt: die Frau eine Mitarbeiterin im Werkheim Neuschwende und der Mann ein junger Künstler und Hausmann. 1978 kam die zweite Tochter, Noëmi, zur Welt. Die junge Familie hatte jetzt zwei kleine Kinder. Fricker sagt: «Man hat uns damals boshaft abgelehnt.» Sie hätten sich immer wieder überlegt, was sie eigentlich in der Hüttschwendi verloren hätten und ob sie nicht besser wieder wegziehen sollten.

Die Leute im Dorf lästerten über die Neuzugezogenen. Fricker brachte die Kinder mit dem Mofa in den Kindergarten und die Schule, zum Flötenunterricht, in die Mädchenriege, später zum Bahnhof, auf die Trogner Bahn nach St.Gallen. Er trank oft im Café Oberson einen Kaffee und las dabei die Zeitung. Die Leute wa-

1978–1983

ren der Ansicht, er fröne dem Müssiggang und lasse seine Frau für sich arbeiten, er beute sie aus. Niemand wusste, dass er beim St.Galler Tagblatt in der Druckerei Zollikofer als Schichtarbeiter während der Nacht arbeitete. Zu einer weiteren grossen Verunsicherung der Leute trug vor allem Frickers Erfindung der fiktiven Figur *Ida Schläpfer* bei, die er Anfang der 80er-Jahre als Kämpferin für das Frauenstimmrecht im Kanton Appenzell Ausserrhoden erfunden und der er mittels verschiedener Medien subversiv eine Stimme verliehen hatte.

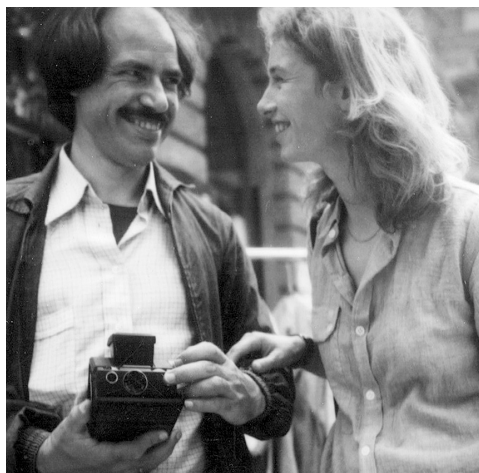
Im Alten Schulhaus wohnte in den ersten Jahren noch eine alte Frau. Auf dem Weg in ihre Wohnung im oberen Stock kamen sie und ihre Gäste im Treppenhaus stets an der Küchen-, Kinderzimmer- und Schlafzimmertür der Frickerschen Wohnung vorbei. Man hörte im Haus jedes Wort. Auch jedes Nacht-Gebet der alten Frau war deutlich hörbar. Wenn ihre Söhne zum Essen kamen, blieben sie unten im Treppenhaus stehen und fluchten laut über die seltsame Familie im Erdgeschoss. Frickers mussten jedes Wort mithören. Verena sagt: «Wir fühlten uns bedroht.» Eines Tages hatten sie genug. Fricker übte fluchen und donnerte während der Essenszeit die alte Holzterasse in den oberen Stock hinauf, platzte in die Küche hinein, stellte sich an den Küchentisch und fluchte fünf Minuten lang so laut und grob er konnte. Als er fertig war, stand der älteste Sohn vom Tisch auf, hielt ihm die Hand hin und fragte: «Machen wir Frieden?» Fricker meint heute, das sei für ihn ein eher irritierendes Angebot gewesen, da er gegen seine Nachbarn nie einen Krieg geführt hätte.

1983 wurde schliesslich die jüngste Tochter, Wanda, geboren. Mit seiner Frau und drei Töchtern war Fricker nun der einzige Mann im Haus. Auch in der eigenen Verwandt-

schaft betrachtete man die junge Familie Fricker mit Argwohn, zu reden gab vor allem die Rolle des Mannes. Als Fricker einmal – bereits Familienvater und Hausmann – im Fricktal bei der Kirschernte dabei war, wäre das Unverständnis beinahe eskaliert und seine Onkel hätten ihn um ein Haar vom Kirschbaum hinuntergeworfen. Trotz allem bewährte sich die unkonventionelle Rollenaufteilung über die Jahre ausgezeichnet und es dauerte nicht lange, bis man auch von aussen sah, dass das neue Familienkonzept durchaus funktionieren konnte. Doch bis dahin, meinen Frickers heute, hätten sie mit vielen Vorurteilen und mit viel Boshaftigkeit zu kämpfen gehabt.

In Trogen brachen für sie erst bessere Zeiten an, als Fricker im Zusammenhang mit einer Mail-Art-Show, die er im Schulzimmer des Alten Schulhauses organisiert hatte, im Schweizer Fernsehen zu sehen und zu hören war. Plötzlich erkannten die Leute die Ernsthaftigkeit seines für sie zunächst unverständlichen Tuns und die Publizität förderte einen besseren Umgang. Sogar Frau Ruckstuhl von der Conditorei, die Fricker jahrelang mit einem falschen Namen angesprochen hatte, weil sie ihn mit jemandem verwechselte, wusste fortan seinen Namen.

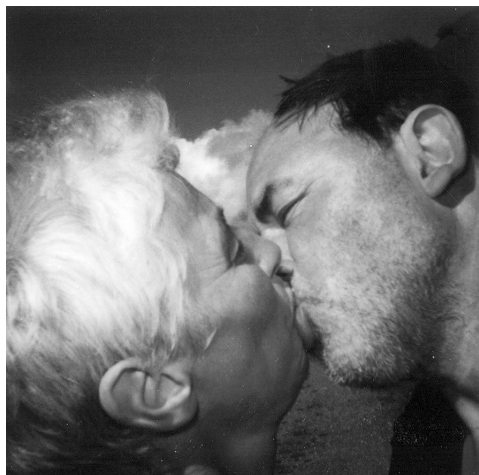
**H.R. und
Verena Fricker,
ca. 1972, Ende
der 70er-Jahre,
Ende der 80er-
Jahre**



Nach ihrer Ausbildung und noch vor der Hochzeit verbrachte Verena Gächter ein halbes Jahr im Praktikum in einem Hotel in England. Für das junge Paar war es eine harte Probe. Und als Fricker, zu Besuch bei Freunden in Zürich, mitanzusehen musste, wie wunderbar das Leben als Paar sein kann, beschloss er kurzerhand, nach England zu reisen und Verena zu besuchen. Er stellte sich an die Strasse und fuhr per Anhalter nach Calais. Auf der Überfahrt nach Dover wurde er von den Zollbeamten nach den Gründen für seinen Aufenthalt in England befragt. Ohne ein Wort Englisch zu können, antwortete er, er wolle seine *Fiancée* besuchen. Über die Gründe schwieg sich der englische Zoll aus, aber in Dover liess man ihn nicht an Land. Erst als die Überfahrt in Cherbourg endete, durfte er, wieder in Frankreich, das Schiff verlassen. Fricker sagt: «Ich hatte einen Plastiksack, eine Zahnbürste und 100 Franken Bargeld dabei.»



Auf dem Rückweg in die Schweiz nahm der Wirt einer Gaststätte für Fernfahrer den Auto-stopper mit. Er lud den jungen Schweizer zu sich ein, benachrichtigte alle Freunde, er hätte einen Schweizer zu Gast, alle kamen und es wurde bis in die frühen Morgenstunden ein spontanes Fest gefeiert. Fricker ass seine ersten Meeresfrüchte und sorgte damit, dass er die Crevetten ungeschält essen wollte, für Belustigung. Am nächsten Tag als alle wieder arbeiten gingen, brachte der Wirt Fricker an die Autobahn zurück. Ein halbes Jahr später als Verenas Praktikum endete, holte Fricker dann seine *Verlobte* in England ab und sie reisten gemeinsam über Holland nach Hause.



Seither ist das Reisen ein zentraler Bestandteil von Frickers Leben. Im Kontext der Mail-Art rief Fricker zum Tourismus auf – Reisen an sich wurde damit zu einem Teil seiner künstlerischen Tätigkeit. Neben längeren

1972 – 1996

Reisen im Mail-Art-Network, die Fricker in den 80er- und 90er-Jahren nach Russland, in die USA (nach New York, Los Angeles und San Francisco), nach Kanada, nach Ost- und Westdeutschland, England, Holland und Belgien führten, stehen heute vor allem gemeinsame Reisen mit Verena in die Nachbarländer, in deren Städte und auch aufs Land, im Vordergrund. Meist sind die Reisen verbunden mit Besuchen bei Freunden und Bekannten.

Als Frickers in die Hüttschwendi zogen, schafften sie sich zwei Mofas an. Ihre Ausflüge führten in die nähere und weitere Umgebung, einmal sogar in den Schwarzwald. Die eindrücklichste Fahrt in diesen Jahren war aber eine Reise über die Pässe Oberalp und Furka ins Wallis. Verena fühlte sich allerdings nie richtig wohl auf ihrem *Töffli*. Eines Tages hatte sie die jüngste Tochter Wanda auf dem Kindersitz und stürzte. Nach diesem zum Glück glimpflich verlaufenen Unfall bestieg sie nie wieder ein Mofa.

Später unternahm die Familie mit den Kindern Campingferien, zuerst in Bergün auf dem Zeltplatz an der Albula, dann in Disentis direkt am Vorderrhein. Während Fricker jeweils mit dem Mofa in die Ferien vorausfuhr, übernahmen die Schwiegermutter Heidi Gächter oder Freunde, vor allem Niklaus Erb, den Transport der Familie und des Gepäcks. Dass die junge Familie nie den Zug nahm, hatte vor allem mit ihrem knappen Ferienbudget zu tun.

Frickers Ford Sierra, Norwegen, 1999, Frickers Honda CRV, 2003



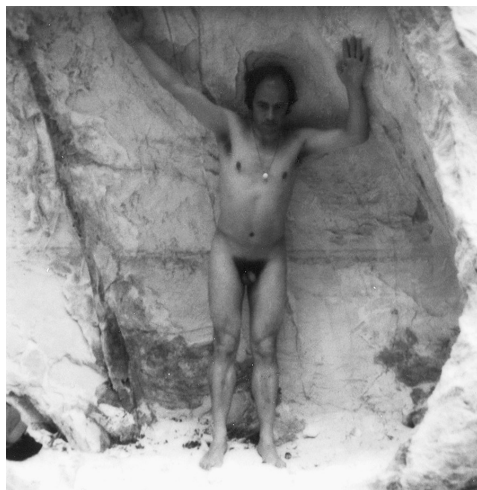
Nach der *Töffli*-Zeit folgten ein paar Jahre, in denen Fricker eine Vespa fuhr. Das schnellere Gefährt veränderte den Reiseradius gewaltig. Die Reisen führten jetzt nach Österreich und über die Bodenseeregion hinaus. Und als Fricker 1996 die Autoprüfung bestand, waren den Reisen keine Grenzen mehr gesetzt. Stets versah er sein Auto mit einer Aufschrift und seine Autos wurden Teil seines künstlerischen Denkens.

Sein erster Wagen war ein Honda Prelude, ein Sportwagen, es folgten ein Ford Sierra (mit der Aufschrift «Ford – Fahrender Ort, Reisendes Denken»), Frickers Lieblingswagen war ein Honda CRV (mit der Aufschrift «Alpsteinmuseum») und aktuell ein VW Golf TDI (mit der Aufschrift «Ort ond Lüüt»).

1999 führte sie eine Autoreise nach Norwegen. Die norwegische Landschaft, die kleinen Hütten, die man überall mieten konnte und die Möglichkeit zu fischen, faszinierten die Frickers. Allerdings war während der ganzen Reise schlechtes Wetter ... Die beiden meinen heute: «Die

Reise nach Norwegen wurde zu einer Trauerreise.» Im Jahr vorher war ihre Tochter Noëmi mit zwanzig Jahren an Leukämie gestorben. In der Einsamkeit der nordischen Landschaft kam die ganze Trauer wieder hoch. «Wir weinten oft zusammen», sagt Fricker, «unsere Beziehung stand unter Druck und wir waren vollkommen überfordert.» – «... und wir waren deshalb oft böse aufeinander», sagt Verena. «Der Tod unserer Tochter war ein prägendes Erlebnis in unserer Biografie.»

Fricker in der Pioramulde, ca. 1978 Fricker in der Hüttschwendi, ca. 1980



Ab 1972 entstanden die ersten künstlerischen Arbeiten Frickers. Der Auslöser für die Beschäftigung mit der zeitgenössischen Kunst war Frickers Kindheits- und Schulfreund Niklaus Erb. Erb hatte nach der Schulzeit in Zürich Architektur studiert und danach in verschiedenen Architekturbüros gearbeitet. Er brachte Fricker Robert Walser nahe und nahm ihn mit zu Kunstausstellungen. Fricker meint heute, dass es für ihn sehr wichtig gewesen sei, dass ihm bei all den Diskussionen und Auseinandersetzungen um die Kunst jemand gezeigt hätte, dass er durchaus fähig sei, einen klaren Gedanken zu fassen. Er sagt: «Ich hatte damals unglaublich starke Minderwertigkeitsgefühle.»

Die regelmässigen Besuche von Ausstellungen führten nicht nur zur eigenen künstlerischen Auseinandersetzung mit den Themen der Zeit, Fricker begann parallel dazu auch zu sammeln. Er sagt heute, dass er mit dem Kauf von Werken vor allem befreundeter Künstler deren Denken und Arbeiten Tribut zollen und seine Wertschätzung ausdrücken wollte. Ausserdem seien die Werke für ihn immer auch Zeichen gewesen, die ihn darauf hingewiesen hätten: «Hier kann

dein Weg nicht durchgehen, in diesem Feld ist schon jemand bei der Arbeit.» Der Drang, den ur-eigenen, eben den Frickerschen Weg zu finden und zu gehen, kannte Fricker schon als junger Künstler. Die Arbeiten, die er gekauft und gesammelt habe, hätten ihn dazu gezwungen, meint er.

Das erste Werk, das Fricker kaufte, war ein Pseudo-Pollock, den ihm ein Kunststudent im Teppichgeschäft verkauft hatte. Paradoxiere Weise lernte Fricker das Werk des amerikanischen Malers Jackson Pollock erst später kennen. 1972 wollte Fricker in der Galerie Ziegler in Zürich eine Grafik von Richard Paul Lohse kaufen. Er machte eine Anzahlung auf das Werk, dann kam seine erste Tochter zur Welt und er fand, dass er unmöglich Kunst kaufen und gleichzeitig Vater werden könne. Also machte er beim Galeristen den Kauf rückgängig und erhielt zum Glück seine Anzahlung zurück.

Mitte der 70er-Jahre kaufte Fricker seinen ersten H.R. Giger, den er dem Künstler allerdings später wieder zurückverkaufte. Schnell kamen Werke der verschiedensten Künstlerinnen und Künstler dazu: Von Walter Pfeiffer die übergrosse Zeichnung eines Transvestiten, aus der Galerie Loeb in Bern ein Holzkistchen («Intuition») von Joseph Beuys (für 19 Franken), von Fischli/Weiss die Plastik «Frankenstein türmt», von Roman Signer der «Wegweiser zur Erdmitte», von Rolf Iseli «Fruchtbarkeitssymbol» und Arbeiten unter anderem von Klaudia Schifferli (Fricker sagt bedauernd: «Das Bild ist heute leider völlig ausgebleicht»), Christian Rothacher, Hugo Sutter, François Viscontini, von Klaus Staeck der Siebdruck «Vietnamesische Vegetation nach der Berührung mit US-Kultur» und auch von H.R. Giger ein zweites Werk, das heute Teil der Sammlung des Bündnerischen Kunstmuseums in Chur ist.

Neben den vielen Museums-, Galerie- und auch Atelierbesuchen bei Kollegen war in den 70er- und 80er-Jahren die Galerie von Wilma Lock in St.Gallen regional ein wichtiger Ort für die Auseinandersetzung mit zeitgenössischer Kunst. Während einiger Jahre arbeitete Fricker bei Lock aushilfsweise als Ausstellungsaufsicht.

Fricker mit Noëmi und Thea bei der Ankunft zu Hause, ca. 1984 Noëmi auf ihrem ersten Fahrrad, ca. 1982





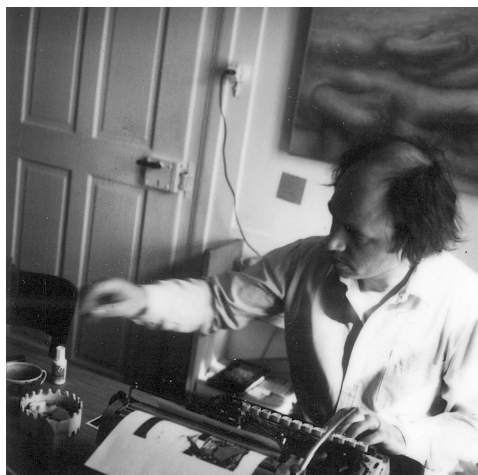
Als 1978 die zweite Tochter, Noëmi, zur Welt kam, mussten die Frickers sich neu organisieren. Verena arbeitete weiterhin im Werkheim Neuschwende und Fricker war mehrheitlich als Hausmann und Künstler zu Hause. Fricker sagt: «Verena fiel das Leben als *Angestellte* wesentlich leichter als mir und sie verdiente auch mehr als ich.»

Bis er schliesslich eine Anstellung in der Herstellung des St.Galler Tagblatts in der Druckerei Zollikofer fand – ein Job, den er in Nachtschicht von 1980–1993 ausübte – arbeitete er unter anderem aushilfsweise als Ausstellungsaufsicht in der Galerie Wilma Lock und als Nachtportier im Hotel Ekkehard in St.Gallen. Zu Hause trieb er seine Projekte voran und pflegte die immer zahlreicher werdenden Mail-Art-Kontakte. Mit den Kindern sang er beim Abwaschen grausame Moritaten, die er selber schon mit seinem Vater gesungen hatte (... O! Quintili, armer Feldherr!/ Dachtest du, dass so die Welt wär?/ Er geriet in einen Sumpf,/ Verlor zwei Stiefel und einen Strumpf/ Und blieb elend stecken ...), erzählte Gute-Nacht-Geschichten, fuhr mit dem Mofa und später mit der Vespa die Kinder ins Dorf und holte sie von ihren

verschiedenen Aktivitäten wieder ab. Dass ihm eines Tages seine älteste Tochter vom Kindersitz des Mofas herunterfiel und er, angeblich ohne etwas zu merken, einfach weiterfuhr, gehöre ins Reich der unbestätigten Legenden, sagt Fricker.

Und Fricker kochte. Das ist insofern bemerkenswert, als Fricker heute nicht mehr kocht. Aber das sogenannte «weisse Menü» gehörte damals zu den Klassikern der Frickerschen Küche: Brätkügelli mit weisser Sauce, Reis und Blumenkohl, manchmal gab es dazu Rettichsalat, getrunken wurde Pepita. Es gab viel aus der Büchse, meint Fricker, er sei kein guter Koch gewesen: Weisse Böhnli, Erbsen und Rüebli, Ravioli, Päcklisuppe und Kartoffelstock. Die Familie nannte Frickers Kochkünste abenteuerlich und die Töchter sagten nach dem Essen jeweils: «Danke fürs Aufwärmen!»

Fricker zu Hause an der Arbeit, ca. 1985



Einer der wichtigen Begriffe in Frickers Kunst ist seit jeher jener der *Rollenflexibilität*. In der Mail-Art beispielsweise ging es explizit darum, die Rolle des Senders und des Empfängers zu spielen. Der Sender gibt seinem Publikum sein Werk per Post direkt in die Hand, erwartet dafür aber eine Antwort und wird so automatisch zum Empfänger. In einem Gespräch führte Fricker einst aus: «Die Befragung des Rollenbildes geht über jenes des Künstlers hinaus: Ich kann nicht auf der einen Seite Künstler sein, der in der Öffentlichkeit als wacher Geist gilt, und behalte nachher in der Familie die alten Rollenbilder bei. Das heisst, dass ich an meiner Rolle als Mann genauso arbeiten muss wie an meiner Rolle als Bürger und als Künstler.»

Fricker meint, dass er damals tatsächlich *total* verunsichert gewesen sei. Einerseits sei an seiner Verunsicherung die Lektüre der Bücher von Betty Friedan, Simone de Beauvoir oder auch Jean-Paul Sartre Schuld gewesen, andererseits aber auch seine eigenen Beobachtungen der Gesellschaft. «Ich hatte das Gefühl, mit der Art und Weise wie der Mann sich verhält, stimmt etwas überhaupt nicht.» Diese Zweifel an seiner Rolle als Vater, als Ehemann, als Hausmann und als Künstler hätten ihn in eine richtiggehend existenzielle Krise gestürzt.

Aus dem permanenten Nachdenken entwickelte sich Frickers Widerspruchsgeist. Er sagt, schon immer habe er alles anders gemacht, habe immer alles hinterfragt ... Das seien bestimmte Nachwirkungen der 68er-Jahre und der Tatsache, dass er lange nicht akzeptiert gewesen sei, nicht dem *normalen* Bild des *normalen* Jungen und Jugendlichen entsprochen habe. Aus seiner katholischen Erziehung heraus fehlte ihm auch das Selbstvertrauen und er traute sich nie zu, politisch und gesellschaftlich zu denken. In Abwandlung seiner eigenen Maxime «Lieber

zweifeln als irren» meint Fricker, habe damals eher gegolten: «Lieber *verzweifeln* als irren!»

Mit der Kunst fand Fricker aus der Krise. Er las Pierre Teilhard de Chardin, Gilles Deleuze und Félix Guattari (Rhizom), Marshall McLuhan (Die Gutenberg Galaxis), Jean Baudrillard (*KOOL KILLER oder Der Aufstand der Zeichen*), Otto Friedrich Bollnow (Mensch und Raum), Fritjof Capra (Wendezeit), Aldous Huxley (Schöne neue Welt), George Orwell (1984) und vieles mehr und nahm sich aus den Texten heraus, was er für sich und seine Arbeit gebrauchen konnte. Die Kunst, die Arbeit als Künstler zu Hause und die internationale Vernetzung spielten eine immer wichtigere Rolle.

Aus diesen Wurzeln heraus entwickelte sich auch eine spezifische Eigenheit von Frickers Kunst: Immer bezieht er die Betrachterin und den Betrachter mit ein, zieht sie hinein in seine Arbeiten und involviert sie als Mitverantwortliche. Auch das verstand und versteht Fricker unter Rollenflexibilität.

Die Familie Fricker im Schulzimmer (Pressefoto), 1987



Für Fricker schien es in den 1980er-Jahren ganz selbstverständlich, für das Frauenstimmrecht im Kanton Appenzell Ausserrhoden zu kämpfen. Schliesslich lebte er mit vier Frauen zusammen und konnte sich nicht vorstellen, dass diese Frauen politisch nicht mitbestimmen dürften, wenn nicht schleunigst das längst überfällige Frauenstimmrecht eingeführt würde. Er setzte für seinen Kampf alle ihm aus der Mail-Art zur Verfügung stehenden Mittel ein: Plakate, Buttons, Briefmarken, Stempel und die Post. Und er erfand eine Frau, eine gestandene Appenzellerin, die für das brisante Thema stellvertretend einstand: Ida Schläpfer. Dass sich das Anliegen schnell verselbständigte und die Öffentlichkeit seinen Namen nur zum Teil mit der Initiative für Frauenstimmrecht und Frauenlandsgemeinde in Zusammenhang brachte, war ihm ganz recht. Elisabeth Pletscher zum Beispiel lancierte mit Gleichgesinnten in der Zeitung ein Wahlinserat, das Ida Schläpfer für ein politisches Amt vorschlug. Sogar ein Gesicht gaben sie der Kämpferin: Ida Schläpfer wurde im Inserat dargestellt von einer skandinavischen Freundin Pletschers.

Die obenstehende Fotografie der Familie Fricker am Schulzimmertisch entstand im Zusammenhang mit einer Reportage für eine Zeitschrift in der Westschweiz, die über Frickers Aktivitäten vor der Einführung des Frauenstimmrechts berichtete. Dazu wurden auch allerhand relevante Materialien auf dem Tisch ausgebreitet. Am Tisch sitzen von links nach rechts Thea, H.R. mit Wanda, Verena und Noëmi.

Nicht nur in diesem Zusammenhang spielte die Familie für Fricker eine wichtige Rolle. Schliesslich waren die Mädchen auch immer dabei, wenn in der Hüttschwendi Gäste empfangen wurden. Auf viele der Besucherinnen und Besucher freuten

sich die Töchter, weil sie nicht nur zum Diskutieren und Arbeiten nach Trogen kamen, sondern auch zum Essen, Erholen und zum Spielen. Darunter war auch der Deutsche Joki (Josef Klaffki), der in der Hüttschwendi mit seinem über und über bemalten Auto vorfuhr, auf dem unter anderem auch ein Spiegelei abgebildet war. Er bastelte mit den Kindern, was ihnen natürlich sehr gefiel. Die kanadische Künstlerin Anna Banana verbrachte bei ihrem ersten Besuch in Trogen vierzehn Tage im Alten Schulhaus und gehörte nachher fast schon zur Familie. «Um Kunst und die Arbeit ging es meist erst, wenn die Mädchen im Bett waren», sagt Fricker.

Die Ankündigung des Besuchs von Mark Bloch in Trogen stiess vor allem bei den Töchtern auf einiges Interesse, da sie sich fragten, wie wohl ein Amerikaner aussehe. Nach seiner Ankunft sahen sie den Künstler allerdings zuerst, schlafend, nur von hinten, was Mark Bloch dazu veranlasste, für die Mädchen eine Zeichnung anzufertigen, die ein für alle Mal die schwierige Frage klären sollte. Sie zeigt den Künstler mit einer elektrischen Gitarre wie er die Grossstadt verlässt und sich vorbei an einer überdimensionierten Cola-Dose, die mit *american can* beschriftet ist, auf den Weg nach Trogen aufs Land macht.

Die Shimamotos aus Japan, als sie während einer Europareise zu Besuch in der Hüttschwendi weilten, nannten die dreijährige Tochter des Hauses – ganz nach den japanischen Gepflogenheiten – Wanda-chan, die kleine Wanda. Vereinfacht als Wandatscha blieb ihr dieser Kosename noch lange über den Besuch hinaus erhalten.

Im Verlauf der Jahre entstand in Verena Frickers Küche ein typisches Mail-Art-Menü: Knöpfli und Bratwürste. Der Amerikaner E.F. Higgins, obwohl nie zu Gast in der Hüttschwendi, war von den Erzählungen

über die Kochkünste der Gastgeberin so beeindruckt, dass er sie in einem Gemälde als *Chef Extraordinaire*, als Bäckerin von aussergewöhnlichen Kuchen, verewigte.

Ganz so harmonisch können allerdings nicht alle Besuche verlaufen sein, denn einmal, als die Familie Fricker am Strassenrand vor dem Haus auf die Ankunft eines Besuchers wartete und die Nachbarin aus dem Fenster hinunter fragte, wen sie denn erwarten würden, sagte Thea, die älteste Tochter – sie muss etwa acht Jahre alt gewesen sein: «Es kommt schon wieder so ein Scheisskünstler!»

Fricker in der Cité des Arts, Paris, 2002



Frickers Büro für künstlerische Umtriebe auf dem Land hatte im Verlaufe der Jahrzehnte viele Besucherinnen und Besucher beherbergt. Fricker selbst machte sich aber ebenfalls immer wieder auf Kolleginnen und Kollegen aus dem weltweiten Network zu besuchen. Er begann schon früh, mit dem Begriff *Tourismus* zu spielen und verstand das Reisen – das ist der Weg, den einer zurücklegt, wenn er von A nach B unterwegs ist – als Teil seines künstlerischen Konzeptes.

1984 besuchte er Carlo Pittore in New York. Fricker ging morgens immer früh hinaus, lief um die Häuserblocks, kam zum Frühstück zurück und erzählte seinem Gastgeber, was er alles erlebt hatte. Eines Morgens erzählte er, wie ein Schwarzer ihm auf der Strasse von Graffitis erzählt und ihn danach herumgeführt habe, um ihm die versteckten Orte zu zeigen, wo die besten Sprayarbeiten zu finden seien ... Pittore war schockiert, dass er einfach mit einem Fremden mitgegangen war, da erst kürzlich vor seiner Haustüre jemand ermordet worden sei.

1986 machte Fricker sich auf nach Odžaci in der Nähe von Novi Sad im heutigen Serbien, um Jaroslav Suppek und Nenad Bogdanović zu besuchen. Er wurde im Elternhaus von Bogdanović empfangen. Von überall her kamen Leute, um den fremden Gast zu sehen. Zu seinen Ehren wurde sogar ein Kaninchen geschlachtet: Der Besuch eines weitgereisten Mannes bot Anlass für ein grosses Fest. Fricker erzählt, dass er keine Ahnung davon hatte, wie er sich in dieser für ihn fremden Kultur zu verhalten habe. Um den Leuten nicht ihr Kaninchen wegzunehmen, sagte er, dass er kein Kaninchenfleisch esse und überliess den Gastgebern den Braten. Fricker sagt: «Mir fehlten die Verhaltensregeln. Es war sehr seltsam.» In Belgrad ass er bei einem andern Freund aus dem Network, dessen Frau in der Küche stand und die Männer bediente, selber aber nicht am Tisch Platz nahm, um mitzuessen. «Das empörte mich sehr», sagt Fricker.

1990 fuhr Fricker mit 1200 Franken in der Tasche zu Serge Segay und Rea Nikonova nach Sverdlovsk am Schwarzen Meer. Auch hier erging es ihm ähnlich mit den fremden Gebräuchen und Sitten. Segay verschwand jeden Tag für zwei Stunden auf dem Schwarzmarkt, um für den Gast Zigaretten zu kaufen, was diesem sehr unangenehm war. Die Leute

waren so herzlich, dass das Ablehnen des Freundschaftsdienstes einer Beleidigung gleichgekommen wäre. Ausserdem war die ganze russische Atmosphäre sehr einschüchternd. Es war nicht einmal möglich, am Schluss des Aufenthaltes das Geld dort zu lassen. Hätte das Geld beim Grenzübertritt gefehlt, wäre die Ausreise aus Russland sehr schwierig geworden.

2002 fuhr Fricker als Stipendiat in die Cité des Arts nach Paris. Vereinfachend fasst er den Aufenthalt zusammen: «Ich ass jeden Tag Pflaumenjoghurt, Fromage Bleu und Baguette, las deutsche Zeitungen und joggte.» Tatsächlich waren die Monate in Paris eine Zeit des ausgedehnten Stadtjoggings. *La grande boucle*, die grosse Rundstrecke, verlief über das rechte Seineufer hinunter von der Cité des Arts zum Eiffelturm und auf der linken Seite des Flusses hinauf wieder zurück. *La petite boucle* führte direkt in den Jardin des plantes, in die Nachbarschaft der fantastischen Paläste des Naturhistorischen Museums. Selber joggend, beobachtete Fricker andere Männer und Frauen auf ihren Runden und feilte an der einen oder anderen Theorie geschlechterspezifischen Laufens. Er meint: «Ich hatte sehr viel Zeit zum Nachdenken in Paris.»

Fricker in Cluny, 2004



«Eine scheissende Kuh vor dem Fenster bringt mich nicht weiter», hatte Fricker in den 80er-Jahren in einem Interview einmal gesagt, und: «Ich war mir bewusst, dass ich als Künstler gestorben sein würde, wenn ich nach Trogen ziehe.» Trotzdem blieben er und seine Familie all die Jahre in Trogen wohnen.

Vielleicht hing der Entscheid in Trogen zu bleiben auch damit zusammen, dass das Land im Gegensatz zur Stadt sein Ansehen als heile Welt, als rettende Insel, spätestens 1986 mit der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl verlor. «Die Kinder konnten nicht mehr Milch holen bei Bänzigers in der Hütte», sagt Fricker, «die Cäsiumwerte in der heimischen Milch waren zu hoch.» Als dann Anfang der 90er-Jahre das Internet – zuerst langsam und umständlich, dann immer besser zugänglich und schneller – in den Haushalten Einzug hielt, kam schnell das Gefühl auf, dass der Wohnort eine untergeordnete Rolle spielt. «Wir waren auf dem Land und trotzdem in der Mitte der Welt», sagt Fricker. Früher hatte Fricker lange Jahre das Gefühl, mindestens einmal pro Woche nach Zürich reisen zu müssen. «Ich dachte, ich sterbe auf dem Land», sagt er. Dieses Gefühl hat sich grundlegend geändert. Trotzdem macht es Sinn, da sind sich Frickers einig, sich ab und zu in grösseren Städten inspirieren zu lassen.

Die Fotografie nahm Verena in Cluny im Burgund auf. Es ist das Sujet einer der ersten Neujahrskarten, die Frickers seit 2004 jedes Jahr verschicken und auf denen, im Vordergrund oder versteckt, eigentlich immer Verena zu sehen ist. Hier allerdings ist es der Künstler persönlich!

Fricker am Murgsee, 2010



Werner Fricker war Fischer. Er hatte das Fischerpatent in Appenzell Innerrhoden. Sein ältester Sohn begleitete ihn oft, fischte zu der Zeit selber aber noch nicht. Mittlerweile blickt Fricker wie schon sein Vater auf eine lange Karriere als Fischer zurück. Zuerst hatte er zehn Jahre lang Tages- oder Wochenpatente an den Alsteinseen und fischte jeweils vor allem am Fälensee, seit sieben Jahren ist er Murgseefischer im St.Galler Oberland.

Am Fälensee genoss Fricker als Fischer einen miserablen Ruf. Das kam daher, dass er nie die Technik wechselte, sondern immer am Ufer sass und seinen roten Schwimmer draussen auf dem Wasser anstarrte. Die Kollegen, die mit flexibleren Techniken fischten – mit System oder auf Grund – und deshalb auch mehr Fische fingen, wollten ihm, wenn er den ganzen Tag nichts gefangen hatte, wiederholt Fische schenken, dass er auch etwas mit nach Hause bringen könne. Eine demütigende Geschichte! In seinem zweiten Jahr als Fischer beteiligte Fricker sich als Mitglied im Fischereiverein Appenzell Innerrhoden am jährlichen Wettfischen, das am Fälensee stattfand und wurde mit dem Fang der grössten Forelle Fischerkönig. Als Preis erhielt er

das begehrte Fischchen-Abzeichen, das er sich fortan umhängen konnte, wenn er am See sass und auf einen guten Fang wartete.

Im Jahr davor hatte kein einziger Fischer einen Fisch gefangen, der das erforderliche Mass hatte. Fricker hatte alles gut dokumentiert und machte im Jahr nach seinem Sieg ein Buch daraus. Er schenkte das Buch mitsamt seinem Preisfischchen Roland Inauen für das Museum Appenzell als Beitrag zur Innerrhoder Volkskultur.

Am Murgsee polierte Fricker seinen Ruf auf. Mittlerweile bringt er von jedem Ausflug zum Murgsee so viele Forellen mit, dass er sie grosszügig verschenken kann. Er selber isst nämlich keine Forellen. Ganz so, wie schon sein Vater vor ihm.

Fricker im Rosengarten in der Hüttschwendi mit seinem Enkel Basil, 2005



Oft schiebt Fricker sein Pensionsalter als Begründung und Ausrede vor, wenn er für ein paar Tage an den Murgsee verschwindet, um zu fischen. Erst kürzlich kam er dahinter, dass die Leute ganz falsch lie-

1997

gen, wenn sie denken, dass er beim Fischen Zeit habe nachzudenken, weil das Sitzen und Warten am Wasser doch so kontemplativ sei. Er habe beim Fischen alle Hände voll zu tun und auch die Spannung beim Warten auf einen Biss, oder dann die Frustration, wenn eben keiner beisst, beschäftigen ihn sehr.

Fricker sagt auch:

«Während des Fischens geht in meinem Kopf nichts vor.» Das stimmt nicht, denn Fricker denkt während des Fischens über seine Projekte nach und oft, wenn er wieder ins Tal hinuntersteigt, ist er mit seinen Plänen einen Schritt weiter. So steht trotz oder vielleicht wegen der ausgiebigen Fischerei die Zukunft offen für zahlreiche Projekte, solche, die im Gange oder bereits angedacht sind, und auch solche, die heute noch in den Sternen stehen. Vielleicht fasst ein von Fricker gefundenes Anagramm das alles am besten zusammen: IM TRÜBEN FISCHEN / SCHEINT MEIN BERUF.

Das obenstehende Bild zeigt Fricker mit seinem Enkel Basil im Rosengarten in der Hüttschwendi. Seit 2000 sind Frickers Grosseltern, seit 2009 wohnen Tochter und Enkel im selben Haus. Fricker sagt: «Unser Enkel ist sehr wichtig für uns, die Familie lebt weiter, die Zukunft steht offen.»

Impressum

Text

Matthias Kuhn,
wortwerk.ch

Korrektur

Ute Christiane Hoefert

Gestaltung

Samuel Bänziger,
baenziger-hug.com

Druck

Lutz Druck Speicher,
druckereilutz.ch

Informationen zum
Werk H.R. Frickers
unter hrf.ch

Online-Publikation
«Erobert die Wohn-
zimmer dieser Welt»
unter erobertdiewohnzimmer.net

Die Lebensgeschichte
von H.R. Fricker
erscheint zur der Aus-
stellung «H.R. Fricker –
Nur Sender kann
man orten – Von Mail-
Art bis Facebook»
im Museum für Lebens-
geschichten im
Hof Speicher, 10. Mai
bis 26. Oktober 2014

Das Museum für Lebens-
geschichten ist ein
Kunst am Bau-Projekt
von H.R. Fricker für
den Neubau des Alters-
wohn- und Pflege-
zentrums Hof Speicher.
Es besteht seit 2006.

Weitere Informationen
unter [museumfuer
lebensgeschichten.ch](http://museumfuerlebensgeschichten.ch)

H.R. Fricker dankt
Verena Fricker,
Matthias Kuhn,
Samuel Bänziger,
Elisabeth Keller-
Schweizer und
dem Vorstand des
Museums für
Lebensgeschichten,
Alterswohn- und
Pflegeheim Hof
Speicher.

Mit Unterstützung
der Kulturförderung
Appenzell Ausser-
rhoden und der
Rudolf & Gertrud
Bünzli-Scherrer
Stiftung Trogen.



© 2014 Museum für
Lebensgeschichten im
Hof Speicher

